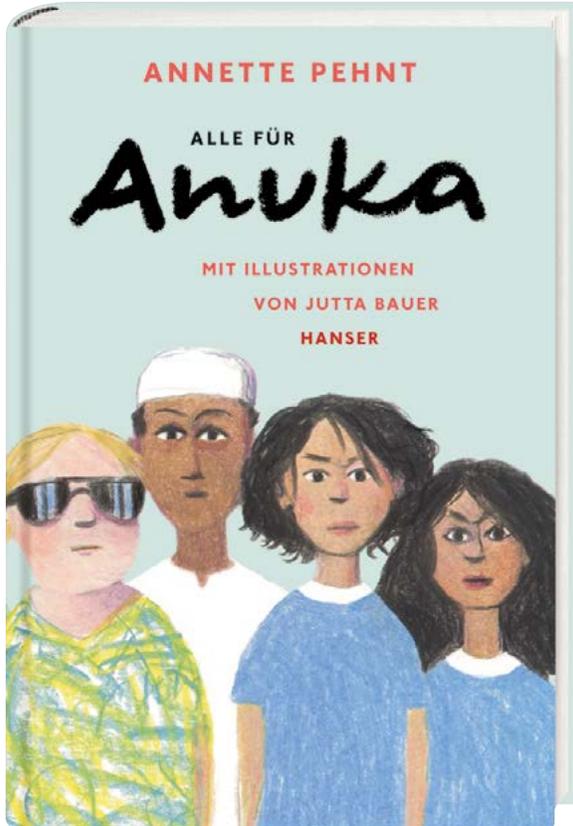


Leseprobe aus:

Annette Pehnt
Alle für Anuka



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER

Annette Pehnt
Alle für Anuka

ANNETTE PEHNT

ALLE FÜR
Anuka

Mit Illustrationen
von Jutta Bauer



Carl Hanser Verlag

Für Lea, Iona und Jule





Die Ferien sind vorbei, und sie waren so verrückt. Frau Gruner hat uns als Hausaufgabe gegeben, wir sollten etwas über unseren Urlaub schreiben, und es könne ruhig richtig lang werden. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Ein paar aus meiner Klasse haben gemeckert, weil sie nicht gern schreiben oder weil sie langweilige Ferien hatten oder weil sie immer meckern. Ich habe ein bisschen mitgemeckert, aber eigentlich fand ich es eine gute Idee. Nicht weil ich wild auf Hausaufgaben bin, sondern weil dieser Sommer ganz anders war als sonst. Und das kam so:

Wir waren im PalmenClub. Das ist der schönste, wärmste, beste Urlaubsort, den man sich vorstellen kann. Als ich noch klein war, sind wir schon mal dorthin gefahren.

Papa hatte bei der Arbeit Glück gehabt oder im Lotto gewonnen. Er kam jedenfalls irgendwann mit einem riesigen Blumenstrauß für Mama nach Hause, der aussah, als wäre er aus Plastik, und in dem Blumenstrauß steckten Flugtickets für uns alle drei zum PalmenClub.

Ganz ehrlich: Das war der schönste Sommer meines Lebens. Mein allererster Flug, und ich hatte gar keine Angst. Ich durfte sogar Cola trinken und bekam eine Tasche mit Malsachen geschenkt. Als wir am PalmenClub ankamen, war die warme Luft wie eine Hülle um uns herum. Ich konnte ja schon schwimmen und war den ganzen Tag im Pool, bis meine Füße und Hände verschrumpelt und meine Haut vom Chlor ganz aufgeweicht waren. Papa hat mir einen riesigen aufblasbaren Delfin gekauft, auf dem



bin ich durch das glitzernde Wasser geritten. Am Buffet durfte ich mir zu essen holen, was ich wollte, und niemand hat etwas gesagt, das muss man sich mal vorstellen; ich glaube, Mama und Papa haben es noch nicht mal gemerkt. Auch wenn ich mir jeden Tag Pommes und Eis ausgesucht habe. Einmal musste ich sogar kotzen, so viel hatte ich gegessen. Nach dem Urlaub bin ich in die Schule gekommen, und immer mal wieder ist mir ein Kribbeln durch den Magen gewandert, weil ich aufgeregt war oder mich gefreut habe oder beides gleichzeitig. Die Fotos vom Palmen-Club habe ich mir neben mein Bett gehängt, und dort klebten sie lange an der Wand, bis sie irgendwann ganz blass waren.

Dann waren wir erst mal ein paar Jahre nicht viel weg. Es war eben nicht mehr so einfach mit dem Urlaub. Mama und Papa stritten sich, wohin sie fahren sollten, und Papa hatte gar nicht mehr viel Zeit, und ich sollte auf jeden Fall auch das Mathebuch und das Schreibheft mitnehmen, und eigentlich war der Palmen-Club zu teuer und zu weit weg.

»Man muss nicht immer um die halbe Welt fliegen«, sagte Mama, »wir können ruhig mal ein bisschen einfacher Urlaub machen. Philip, was ist denn zum Beispiel mit der Stadtranderholung oder mit den Pfadfindern?«

Aber ich wollte nicht zusammen mit irgendwelchen fremden Kindern an den Stadtrand, das ist ja nur der Rand der Stadt, was soll man dort





machen? Erholen wollte ich mich auch nicht. Jedenfalls nicht am Stadtrand. Und die Pfadfinder haben dumme Halstücher und singen Lieder, die ich nicht kenne. Und im Sommer gehen sie auf Zeltlager und reden hinterher wochenlang von nichts anderem. Vor allem muss man als Pfadfinder schnell und gut in Form sein, und ich bin, wenn ich ehrlich sein soll, nicht der Schnellste. Beim Kicken kriege ich selten den Ball, und keiner reißt sich um mich, wenn sie eine Mannschaft wählen. Papa will manchmal mit mir trainieren, und ab und zu gehen wir zusammen auf den Platz und schieben einen Ball hin und her, bis Papa ungeduldig wird.

»Beweg dich, Junge«, ruft er dann, als wäre er ein Trainer oder so etwas. »Komm in die Gänge! Oder hast du Füße aus Blei?« Wenn ich dann lostrabe, ist es für Papa meistens nicht schnell genug. Er tänzelt um den Ball herum, als wäre er in der Champions League. Wenn ich dann daneben schieße, reißt er sich zusammen; er weiß ja, dass ich es wirklich versuche, da kann er kaum wütend auf mich sein. Wahrscheinlich hätte er halt lieber mit den anderen Jungen gespielt, die scharfe Pässe schießen und das Tor treffen können. Aber die sind eben nicht seine Söhne.

Deshalb wollte ich ja dieses Jahr endlich mal wieder in den PalmenClub, da habe ich meine Ruhe. Ab und zu mal eine Runde Schwimmen oder Kamelreiten, das ist genau richtig, finde ich. Also schlug ich es vor.

»Mein lieber Herr Sohn«, sagte Mama streng, »du bist schon etwas verwöhnt, weißt du das.«



»Aber du sagst doch selbst immer, dort hatten wir den schönsten Urlaub unseres Lebens«, habe ich gerufen und wollte schon das Fotoalbum mit den Urlaubsbildern holen, um es Mama zu beweisen.

»Aber das kostet eine Stange Geld«, seufzte Mama, »und das hatten wir damals.«

»Haben wir denn jetzt kein Geld mehr?«, habe ich gleich erschrocken gefragt. Solche Dinge sagen sie mir immer nur aus Versehen.

»Wir nagen nicht am Hungertuch«, sagte Mama, »aber bei Papa läuft es nicht so gut, und so ein Urlaub geht richtig ins Geld.« Da war ich erst mal ruhig. Aber ich wünschte es mir trotzdem. Der PalmenClub: raschelnde Palmenblätter und glitzerndes Wasser und abends ein bisschen Sonnenbrand auf den Armen. Die großen Nasenlöcher der Kamele und die Mädchen in den blauen Kleidern, die leise die Halle fegen und manchmal zu mir herüberschauen; Mama und Papa mit sonnenroten Gesichtern, die mit ihren großen buntgefüllten Gläsern anstoßen und sich anlächeln, als hätten sie sich gerade erst kennengelernt. Dort muss ich mit niemandem spielen und keinen Ball kriegen, und wenn ich schlafen will, rüttelt mich niemand wach, und wenn ich essen will, sagt auch niemand etwas, weil es umsonst ist.

»Umsonst nicht«, seufzte Mama. »All-inclusive heißt das.«

Abends hörte ich, wie sich Mama und Papa in die Haare kriegten. Sie versuchten, leise zu streiten, aber darin waren sie nicht be-



sonders gut; es schallte durch die Wand, bis ich mir die Decke über die Ohren zog.

Und dann flogen wir doch. Auf einmal. Ich habe versucht, nicht weiter darüber nachzudenken, ob wir genug Geld hatten oder doch lieber an die Nordsee fahren sollten und ob Papa enttäuscht war, dass ich nicht zu den Pfadfindern ging; eigentlich wollte ich mich einfach freuen wie immer.

Im Flugzeug steckte mir die Stewardess winzige bunte Stifte und ein Malbuch mit lachenden Piloten zu, als wäre ich noch im Kindergarten. Die Wolken fand ich auch nicht mehr so flauschig wie letztes Mal, da wollte ich nämlich am liebsten aus dem Flugzeug springen und auf ihnen herumhüpfen und konnte gar nicht glauben, dass sie nicht so weich waren, wie sie aussahen. Dann hat mir auch noch Papa aus Versehen seine Kaffeemilch über das T-Shirt gespritzt. Auf ihn war ich sowieso noch ein bisschen wütend, denn er hatte mir wirklich noch das Matheheft und die Englischvokabeln in den Koffer gelegt, und Mama wollte mich jeden Tag abfragen, das hatte sie schon angedroht. Papa hatte auch Arbeit mit und seinen Laptop und gleich zwei Handys, und Mama wollte beim Sportprogramm mitmachen und diesmal nicht nur faul in der Sonne liegen. Hoffentlich würden sie mir damit nicht kommen.

Aber als wir endlich ankamen und der bequeme Gästebus des PalmenClubs uns abholte und direkt vor dem Eingangsportal absetzte, klappte es endlich mit dem Freuen. Ich wollte am liebsten



alles gleichzeitig, sofort in den Pool und an den Strand und zu den Kamelen, und Hunger hatte ich auch, ich wollte den ganzen Sommer Pommes essen, das hatte ich mir fest vorgenommen, die mag ich immer noch so gern wie vor fünf Jahren.

Während der Fahrer noch unsere Koffer und Mamas Sporttasche aus dem Bus holte, eilte die blonde Begrüßerin heraus, die vor fünf Jahren auch schon überall gleichzeitig gewesen war. Vielleicht war sie auch die Chefin, jedenfalls kannte sie unsere Namen, sie musste ein richtig gutes Gedächtnis haben. Ich wusste natürlich nicht mehr, wie sie hieß, aber sie hatte ein Namensschild an ihrer dünnen weißen Bluse: Susan. Mama und Papa plauderten mit ihr, als wären sie befreundet. Sie erzählte, was im PalmenClub alles noch größer und schöner geworden war, dass es nun eine Vitaldusche gab und einen Bouleplatz und eine Kinderbetreuung bis zum Nachmittag.

»Das wäre vielleicht was für Philip«, sagte Papa und schaute zu mir herüber. Das sollte wohl ein Witz sein. Ich wollte auf gar keinen Fall in diesen Kindergarten, sonst hätte ich ja gleich zu Hause in die Stadtranderholung gehen können. Ich wollte einfach nur abwechselnd braun, nass und satt werden. Susan strahlte uns an und winkte alle Gäste durch die Schiebetüren ins glänzende Foyer. Alles sah noch neuer aus als beim letzten Mal, obwohl ja eigentlich nicht nur wir, sondern auch der PalmenClub fünf Jahre älter geworden war. Zwischen den großen Vasen und weiter hinten an den Sitzgruppen fegten und polierten die Mädchen in den



blauen Kleidern, die früher auch schon überall herumgewuselt waren. Dabei lag hier doch bestimmt kein Staub mehr. Ich wusste nicht, ob es noch die gleichen Mädchen waren wie damals, aber das konnte eigentlich nicht sein, sie wären ja jetzt fast erwachsen. Diese hier sahen eher so alt aus wie ich.

Damals hatte mich eine von ihnen aus schlimmer Not gerettet. Direkt neben mir an der Wand war eine haarige handgroße Spinne langsam entlanggewandert. Da war eines der Mädchen, das den Schrecken in meinem Gesicht gesehen hatte, gleich bei mir gewesen und hatte die Spinne mit einem Staubtuch einfach genommen und sie irgendwo draußen ausgeschüttelt, mit einem breiten Lächeln auf den Lippen.

Sie lächelten immer, und mir war immer komisch zumute gewesen, wenn sie mich fragten, ob sie mir etwas bringen könnten. Erstens weil sie Mädchen waren, und ich spielte halt nicht mit Mädchen und redete auch nicht oft mit ihnen. Zweitens, weil es komisch war, wenn mir die Kinder etwas brachten. Ich war ja auch nur ein Kind. Dass Mama mir alles Mögliche brachte, war ich gewohnt, aber bei Kindern war es anders. Die waren doch auch erst neun oder zehn. Die mussten es doch dumm finden, meine Diener zu sein. Ich weiß noch genau, dass ich sie damals angestarrt und gar nichts gemacht habe, bis sie weggegangen sind.

Einem Mädchen wollte ich damals sogar mein Handy schenken. Papa hatte mir nämlich ein neues gegeben, einfach so, und



weil die Mädchen ja arm waren und sich bestimmt kein Handy kaufen konnten, wollte ich ihnen das alte geben, sie konnten es sicher brauchen. Kein Mensch braucht zwei Handys, außer Papa vielleicht. Mama will ja auch immer, dass ich etwas abgebe von meinen Sachen und an die Armen denke. Ich habe mich aber damals nicht getraut, zu den Mädchen hinzugehen. Also habe ich gewartet, bis eines von ihnen in meiner Nähe einen Tisch abräumte. Ich wollte es herüberwinken, aber meine Hand war so schwer, dass ich sie kaum heben konnte. Das Mädchen würde sicher denken, ich wollte etwas bestellen, aber ich hatte ja selbst auch kein Geld, genauso wenig wie es. Mir wurde heiß, von der Sonne, die mir genau ins Gesicht schien, aber auch von den komplizierten Gedanken. Gerade als das Mädchen mit einem vollen Tablett davonlief, hatte ich genug Mut gesammelt und rief: »Hallo!«

Ich hatte gar nicht gedacht, dass sie sich wirklich umdrehen würde. Aber sie stellte gleich das Tablett ab, wischte sich die Hände an ihrem blauen Kleid und kam lächelnd zu mir herüber.

»Jawohl, Sir?«, fragte sie. Nun wusste ich gar nicht mehr, was ich sagen sollte. Inzwischen würde mir schon eher etwas einfallen, aber damals war ich ja noch nicht mal in der Schule. Sie tat so, als wäre ich erwachsen. Sie holte sogar einen Stift aus der

Tasche und zückte einen kleinen Block, als

wollte ich etwas bestellen, genau wie ich gedacht hatte. Jetzt wollte ich nichts lieber als Papa und Mama





dabei haben, die würden mir eine Limo bestellen, und alles wäre so wie immer. Schnell streckte ich ihr das alte Handy hin, um die Sache hinter mich zu bringen. Sie wollte es gar nicht nehmen, aber ich drückte es ihr einfach in die Hand. Sie war stur wie ein Esel, und dabei lächelte sie die ganze Zeit. Sie reichte es mir zurück und sagte leise etwas, das ich nicht verstand, ich konnte ja noch kein Wort Englisch. Ich schämte mich so sehr, dass ich fast losheulen musste. Das ist mir damals oft passiert. Dabei wusste ich gar nicht genau, warum. Das Mädchen zuckte mit den Schultern und lächelte mich an, aber diesmal war das Lächeln anders.

»Ich kann das Handy nicht nehmen«, sagte das Lächeln. »Aber danke. Alles in Ordnung.« Das Mädchen ging weiter. Gesagt hatte es nichts. Ich weiß es noch so genau, weil ich das alles überhaupt nicht verstand und weil ich danach wirklich losweinte, so sehr, dass ich eine ganze Weile nicht mehr damit aufhören konnte. Und wenn ich ehrlich bin, verstehe ich es immer noch nicht richtig: Ich meine, etwas zu verschenken ist doch eine gute Tat und ein altes Handy besser als gar keins, oder?

Mama und Papa wissen auch nicht richtig, was sie zu den Mädchen sagen sollen, in diesem Sommer nicht und damals auch schon nicht. Sie bedankten sich besonders höflich für alles, sie strahlten die Mädchen an, und sie gaben ihnen manchmal Kleingeld, das die Mädchen gleich in die Taschen ihrer blauen Kleider steckten. Als ich noch klein war, wollte ich unbedingt wissen, war-



um sie arbeiten mussten, statt auch im Pool zu schwimmen so wie die anderen Kinder, und warum sie nicht in die Schule gingen.

»Ich weiß nicht«, hatte Papa gemurmelt, »ich glaube, die haben Ferien.«

»Und warum arbeiten sie in den Ferien?«

»Sie sind viel ärmer als wir, sie müssen arbeiten«, hatte Papa erklärt, aber damit war es nicht aus der Welt. Ich blieb stur. Warum mussten die Mädchen blaue Kleider tragen? Welche Sprache konnte man mit ihnen sprechen? Und warum lächelten sie andauernd?

»Na, das hat man ihnen wahrscheinlich beigebracht«, hatte Papa gesagt. »Würde dir übrigens auch mal guttun.«

Jetzt, in diesem Sommer, war ich schon zehn, das ist etwas ganz anderes. Ich bin nicht mehr klein und dumm und schenke meine Sachen auch nicht mehr wild in der Gegend herum. Und die Mädchen in den blauen Kleidern konnten mir ruhig mal zulächeln, und wenn sie mir ab und zu etwas bringen sollten, würde ich nicht gleich im Boden versinken.

Die heftigste Strahlerin war immer schon Susan, die Begrüßerin, und in diesem Jahr konnte sie es noch besser.

»Die hat ja Wäscheklammern in den Mundwinkeln«, murmelte Papa, als Susan uns strahlend und plaudernd in unser Apartment gebracht und endlich die Tür hinter uns geschlossen hatte.